Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lorm, Hieronymus: Literarische Blätter aus Oesterreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Literarische Blätter aus Oesterreich.

Von

Hieronymus Lorm.

I.

Adalbert Stifter*).

Ein Zufall hat Dich gezwungen, den mit Goldstaub überstreuten Moder einer großen Stadt zu verlassen, und Du dünkst Dir fast kein Mensch mehr, weil Du den gewohnten Veitstanz der Zeitbewegungen, der sich in den Convulsionen des Hungers, wie in den Verzweiflungsgeberden der Uebersättigung äußert, nicht mehr vor Augen haben kannst. In einem Dorf übernachtest Du und sehnst Dich weg mit dem ersten Morgenstrahl, Dein Weg führt in die Berge, bald hast Du den rechten Pfad verloren, aber Du denkst nicht daran, ihn wieder zu gewinnen. Ein Segen überströmt Dich, wie einen plötzlich Sehendgewordenen. Du setzest Dich auf ein Felsstück und es wird Dir zu Muthe, als wärest Du in diesem Augenblicke erst, aber schon mit wachem Bewußtsein und hellem Verstande, auf die Welt gekommen. Die Sonne scheint Dir bis in's Herz und auf das Rauschen der Bäume antwortet, unabhängig von Dir, Deine Seele mit einer Stimme, die Du bisher nicht in ihr vermuthet hättest. Du erschrickst vor Dir selbst, der mit der Natur innig verschwisterte Gott in Dir erwacht, wird unruhig und schlägt die Augen auf, Dein gewohntes Selbst aber fühlt sich hier als ein anders redender Fremdling; an Deinem Haupte, das weltumwälzende Gedanken brütet, fliegt der nestbauende Vogel vorüber, er vollbringt sein Tagewerk ohne Deinen weisen Rath; unbekümmert um den phi-

*) Studien von Adalbert Stifter. Pesth 1844. 2 Bde.

losophischen Sinn, den Du in ihr Entfalten legst, zerspringen die Knospen. Einsam stehst Du auf der Bühne des Lenzes und es macht Dich traurig, daß Du so unbeschäftigt bleibst unter diesen Bäumen, Gräsern, Quellen, die alle eifrig mitwirken an dem großen Schauspiel; Du möchtest die Erde küssen, Deine eigentliche Mutter, und Dich losreißen von der Stiefmutter Civilisation, für die Du stets gearbeitet hast, blind, gequält und ohne Ziel, denn wie beneidenswerth erscheint Dir allen Deinen Irrthümern gegenüber die hohe, sichere Vollendung der Natur, die nicht erlaubt, daß der Quell, gleich Dir, einem verirrten Laufe folge, daß der Baum einer andern Entwicklung, als der ihm eigentlich zukommenden, entgegenstrebe! Dir wird es klar, daß die Empfindung, die Dich jetzt überkommt, wenn Du sie aus Dir herausarbeiten könntest, bis zur Einsicht, bis zum Gedanken, Dir das urewige Räthsel der Schöpfung, die Gottesidee lösen würde. Aber Du weißt, daß dies ein nutzloses Streben wäre, Du möchtest die Empfindung zum mindesten nur aussprechen können und rufst im Gefühl Deiner Ohnmacht: Für diese Empfindung gibt es kein Wort! Und dennoch es gibt eines, der Dichter hat es gefunden und willst Du es lesen, so wirf Journale und Broschüren, Philosophie und Jurisprudenz weit von Dir und lasse die „Studien" von Adalbert Stifter kommen.

Die stille Gemeinde der Wiener Literaten versammelt sich gerne in Masse; der Mangel an einer in der Zeit und ihren Bedürfnissen ruhenden Stellung wird dem Einzelnen weniger fühlbar, wenn er diesen Mangel als den Charakter eines ganzen Corps betrachten darf. Was kann es Traurigeres geben für einen Dichter, als wenn er, die Wirklichkeit vergeßend und von göttlichem Wahnsinn trunken, bei jeder unwillkürlichen Bewegung die schmerzhafte Zwangsjacke spürt! der einzige Trost bleibt ihm, daß es außer ihm noch Narren gibt, die ruhig dasselbe Schicksal ertragen. So lieben sie es sich zusammen zu setzen und, wenn auch im stillen Herzen rasend, kommt doch über ihre Lippen kein lautes Wort, das hie und da einen Aufseher reizen könnte; unschuldige Novellchen, tugendhafte Verse, unblutige Scherze theilen sie sich mit; sie, die gerne nach allen Seiten der Windesrose zerstieben und vielleicht sich gegenseitig bekämpfen möchten, wenn ihnen Raum dazu gegeben wäre, weilen friedlich

bei einander und die Göttin Concordia lächelt ironisch zu dieser gezwungenen Eintracht.

Fern von diesem Kreise träumt Adalbert Stifter in seiner einsamen Zelle; auch er wird bewacht, aber er sieht es nicht, auch er trägt Ketten, aber seine Bewegungen waren nie so wild, daß er sie hätte rasseln hören können. Nie drängte es ihn, die melodische Stimme seiner Poesie in das Gewirr der Zeitkämpfe tönen zu lassen, drum ward ihm auch nie der Schmerz, daß ihm wäre Schweigen geboten worden. Die Kerkerstäbe, an welchen die Einen rütteln und die Andern lecken, wie treue Hunde oder gefangene Schafe, kam er nie in die Lage kennen zu lernen oder in die Versuchung wegzuwünschen. Seine Muse ging stets einsame, hohe Gebirgswege, auf denen man den Lärm der Erde wie ein fernes Gewitter verrollen hört. Sie lauschte den Gesprächen der Bäume, den Gesängen der Vögel oder bestieg die Ruine einer historischen Vergangenheit, in welcher sie mit weihevoller Andacht wieder ein künstlerisches Leben weckte. Vor Allem aber schloß sie sich immer fest an die Natur und ihre Offenbarungen, und Keiner hatte ein so klares Auge für das irdische Grün und das himmlische Blau, diese beiden Friedensfahnen, dazu bestimmt, uns mit der qualvollen Nähe der Erde und der trostlosen Ferne des Himmels zu versöhnen.

Wir lassen Adalbert Stifter selbst den Standpunkt bezeichnen, von dem aus er seine Dichtungen betrachtet und betrachtet wissen will: „Eine Sammlung loser Blätter, die sich zu verschiedenen Zeiten von meinem Schreibtisch verloren hatten. Auf Schriftsteller-Ruhm macht das Vorliegende keinen Anspruch, sondern mein Wunsch ist nur, einzelnen Menschen, die ungefähr so denken und fühlen wie ich, eine heitre Stunde zu machen, die dann vielleicht weiter wirkt und irgend ein sittlich Schönes fördern hilft. Ist dies gelungen, dann ist der Zweck dieser Blätter erreicht und sie mögen vergessen werden, — ist doch selbst die glänzendste That der Gegenwart eigentlich nur ein Baugerüste der Zukunft und wird abgebrochen, so wie diese Zukunft fertig ist — aber eben darum geht auch nicht das kleinste Körnchen verloren, das in der Gegenwart ein wahrhaft Gutes setzt, denn der ganze Bau der Ewigkeit ruht mit auf diesem Körnchen."

Und er hat recht! Ein späteres Geschlecht wird auf die großen

Thaten, die eine glücklichere Epoche herbeischaffen halfen, kaum so dankbar zurückblicken, als auf das stille Wirken Weniger, die bescheiden dafür sorgten, daß in den staubaufwirbelnden Kämpfen der Sinn für die eigentliche künstlerische Schönheit noch wach genug blieb, um die neugeborne bessere Zeit auch ästhetisch genießen zu können. Mögen sich Viele dazu berufen fühlen, mit rüstigen Händen und ohne Furcht sich zu besudeln, unter dem lärmenden Arbeitertroß zu stehn, der den Bau der neuen Zeit aufführen will, mögen sie für und wider an dem tobenden Gezänke theilnehmen, das den Bau fördern helfen soll: der einstige Bewohner desselben wird doch weniger ihrer gedenken, als der stillen Künstler, die schon damals das Körnchen zum Rosengarten pflanzten, dessen Lauben ihn jetzt üppig umranken.

Soll ich noch von den einzelnen Dichtungen Adalbert Stifter's sprechen, von den Stoffen, die er behandelt, von den Gestalten, die er uns vorführt? Morgenländisch beuge ich mich vor dem Aufgang des Genies, gleichgiltig, welchen Gegenstand es eben beleuchte, in solchem Lichte wird er immer glänzend erscheinen. Stifter kennt den Menschen, weil er die Natur kennt, in ihrer Schönheit, wie in ihren Schrecken. So sieht er im Menschenherzen nicht nur die idealen Blüthen, auch den Moder und die unheildrohenden Klüfte, aber klaren Auges blickt er in jeden Abgrund, er weiß, daß kein Ort so finster, um nicht einen Lichtkörper, keine Brust so dunkel, um nicht einen Funken Liebe zu enthalten. Am liebsten aber liegt er doch, kindisch träumend, ausgestreckt auf dem Grase und bemüht sich die Sprache zu studiren, durch welche er den ziehenden Wolken wie den emsigen Käfern verständlich werden könnte.

II.

Börne über Wien.

Es war ein trüber Tag im Jahre 1837; der Winter sträubte sich noch despotisch-hartnäckig gegen die heranziehenden Frühlingslüfte, gegen das Nahen der wehenden Freiheitsfahnen, die ihn ver-

jagen sollten. Ich war sehr traurig, wie von der Ahnung eines großen Schmerzes bedrückt und wurde es noch mehr, wenn ich auf das schöne Wien blickte, die Leiche im Prachtkleide, eine Leiche, die niemals gelebt hatte, in deren sinnlichen Zügen nie eine Theilnahme aufgeflammt war für die Begeisterungen des Lebens, der Jugend, der Menschheit. Da trat ein phlegmatischer Wiener Zeitungsleser zu mir in's Zimmer und sagte: Börne ist todt; er ging weiter, froh eine Neuigkeit zu wissen, die des Erzählens werth ist. Ich sank zerschmettert nieder unter der Wucht dieses Schmerzes, und nur die Scham, die jede wahre Empfindung begleitet, verhindert mich zu erzählen, was ich damals gelitten. Es war nicht mein Schmerz, der des völlig Unbekannten, Einzelnen; durch die ganze Kette der edelsten, deutschen Jugend, die sich im Geiste die Hand reicht, daß Keiner isolirt stehe, zuckte der Schmerz wie ein elektrischer Schlag. Wir fürchteten, fortan eine Glocke ohne Schwengel zu sein, unfähig, Sturm- und Friedenstöne laut werden zu lassen, wenn uns der Arm der Zeit, Antwort heischend, in Bewegung setzt. Er war ja die Zunge, die für uns gesprochen und wie Donner Gottes in die Gewissen geschlagen hatte. Wer war ein Held, wie er! Die Könige haben vor ihm gezittert!

Mehr als sieben Jahre sind seit Börne's Tod verflossen, man hat unterdessen seinen literarischen Nachlaß herausgegeben und seinem Landsmanne Göthe ein Denkmal gesetzt. Deutschland hat sich sehr gleichgiltig gezeigt für den feierlichen Enthüllungsact des Monumentes, vielleicht weil es schon längst gewohnt war, inmitten der stürmischsten Lebensäußerungen des Volkes Göthe, den Erz — — Göthe als unbewegliche, theilnahmslose Statue zu sehn, in ewiger, künstlerischer Ruhe. Es wird aber vielleicht eine Zeit kommen, die es nebst vielem Andern auch möglich machen wird, Börne's Asche von seinem Pariser St. Helena nach Frankfurt zu bringen, ach! von seiner alten Garde wird vielleicht Niemand mehr leben, aber wir wissen, daß bis dorthin auch Keiner von den Feinden mehr leben wird, die er immer bekämpft hat. Und wir können Herrn Hofrath Dingelstedt versichern, den Mangel an Würde und Sympathie, den er bei Einweihung des Göthe-Denkmals rügte, wird er nicht mehr empfinden müssen bei jenem feierlichen Enthüllungsact deutscher Liebe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Halten wir uns indeß an das neue, papierne Denkmal Börne's, an seinen literarischen Nachlaß. Der Drang, einen Menschen, den wir als großen Genius in unsern geweihtesten Stunden verehrten, auch in seiner Person, in seinen Privatbeziehungen kennen zu lernen, gleichsam an seiner Seite zu leben, wird in diesem Buche auf schöne und schmerzhafte Weise befriedigt; es tönt uns eine geliebte, jugendfrische Stimme aus einem unaufschließbaren Sarge heraus. Wir sehen uns seine ewige Jugendlichkeit auch noch im Gefäße physischer Jugend geboten, sein Witz ist noch Stecknadel mit schalkhaftem Köpfchen, nicht der spätere, zweischneidige Dolch, mit dem er, den Gegner treffend, sich selber in's Leben schnitt. In humoristischen Wendungen sucht er sich in das gewöhnliche Schicksal deutscher Literaten zu finden, Armuth und Entbehrung. Zu den merkwürdigsten Stellen im Buche aber gehören jene, die seine Gesinnungsfestigkeit herausstellen, den Verlockungen gegenüber, nach Wien zu kommen; wir theilen sie hier mit, theils weil der darin ausgesprochene Entschluß so entscheidend für seine künftige Laufbahn wurde, theils weil sie Schilderungen eines Zustandes sind, die wirklich auch nach zwanzig Jahren noch ihre Geltung nicht ganz verloren haben: Band 2. Seite 23 u. f. „Sie wissen, ich bin nicht fanatisch und meine Neigungen, besonders aber meine Abneigungen sind immer ruhig und halten sich an den Verstand. Nur gegen die österreichische Regierung habe ich einen wahren fanatischen Haß. Man braucht das Wort Oesterreich nur auszusprechen, und es ist gerade, als würde der Hahn meines Herzens geöffnet, und ein Strom von Vorwürfen und Verwünschungen stürzt dann heraus. Es ist dort ein solches tiefes, dichtverwachsenes Wurzelwerk von aristokratischer Tyrannei, daß es mich zur Verzweiflung bringt, weil ich gar keine Möglichkeit sehe, es auszurotten. So haben jetzt erst alle Privat-Erzieher, alle Lehrer, die keine Oesterreicher sind, das Land verlassen müssen, und nicht allein die öffentliche Erziehung in Schulen, sondern auch die häusliche Erziehung wird den Händen der niederträchtigen Jesuiten anvertraut. Wenn nicht dort ein Erdbeben Alles übereinander wirft, Tugend, Klugheit, Tapferkeit der Freigesinnten wird nie etwas ändern. Man fühlt dort seine Ohnmacht, aber die Ohnmacht schimpft und darum werde ich auch schimpfen. Ich werde

acht Tage, ich werde vierzehn Tage schweigen, aber am funfzehnten werde ich herausplatzen und im gelindesten Falle wird mich die Polizei über die Grenze schicken. Glauben Sie nicht, daß es in Wien so leicht sei, sich ortsgemäß zu betragen. Ueber Politik mich nicht zu äußern, das fiele mir wohl leicht, aber dort ist Alles Politik, denn Alles geschieht durch die Regierung. Theater, Straßenpflaster, Beleuchtung, Brot, Bier, Nichts darf ich kritisiren. Was dort der niedrigste Staatsdiener verrichtet, geschieht im Namen des Kaisers, und wenn ich mich über den Tanzpas eines Unteroffiziers lustig mache, habe ich ein Majestätsverbrechen begangen." B. 2. S. 62. u. f. „Es wird mir immer sichtlicher und wahrscheinlicher, daß mein Vater mit dem Gedanken umgeht, mich in österreichische Dienste zu bringen. — — Mir ist es so klar wie der Tag, daß ihm eine Anstellung für mich zugesagt worden. Wie ich darüber denke, wissen Sie; was ich bei diesem Gedanken fühle, wissen Sie nicht ganz. Wenn ich mich verführen ließe, wenn ich aus Liebe zu meinem Vater nachgäbe, es könnte mich zum Selbstmorde bringen. Wie stark und offen habe ich nicht mündlich und schriftlich meine Ansichten ausgesprochen! Mit welcher Wuth ziehe ich nicht täglich an öffentlichen Orten gegen Oesterreich los! Ich thue es hier (in München) ich habe es in Frankfurt und Stuttgart gethan. Wenn ich jetzt zu meinen Feinden überträte, würden selbst meine Freunde glauben, ich sei immer ein geheimer Spion der österreichischen Regierung gewesen und ich hätte immer nur gegen sie gesprochen, um die Leute auszuhorchen. Wie ich die Dinge klar erkenne, wäre mich zu gewinnen, für die Oesterreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht zu gedenken, daß sie außer Genz (der jetzt todtkrank, vielleicht schon gestorben ist) keinen haben, der so gut schriebe, als ich, ja daß ich in mancher Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge wirkt, besitze und ich besser, als selbst die Ultras die schwache und lächerliche Seite der deutschen Liberalen kenne — so wäre in mir die ganze liberale Partei geschlagen. Es war eine solche Redlichkeit, eine solche Unbefangenheit in meinen öffentlichen politischen Aeußerungen, daß ich, wie ich von mehreren Seiten erfahren, selbst den Wiener Ultras Achtung eingeflößt habe, obzwar keiner sich so feindlich als ich gezeigt hat. Sie mußten gestehn, daß

ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem soll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache verrathe? Wollte ich auch mit meinem Gewissen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in österreichischen Diensten bevorstünde. Man würde mir dort nie trauen und ich lebte in ewiger Gefangenschaft. Genz war zwar früher auch liberal, aber er konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Genz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande, er läßt sich jeden Vormittag eine Bouillon von funfzehn Pfund Fleisch kochen. Ich bin nicht der Art; wenn ich in Wien nicht zu Nacht esse, werde ich schon für einen Carbonaro gehalten."